WIENER STADT- U. LANDESBIBL.

Männer des Geistes, Männer der Kraft,
Schauet doch, was ihr ersinnet und schafft!
Schaut eure Werke, schaut euer Sein!
Ihr wirket wie Götter, um Sklaven zu sein!
Ihr lebet in ewiger Knechtschaft und Not;
Gebt euer Bestes für kärgliches Brot.

Krümmet den Rücken und beugt euch ins Joch;
Ihr habt die Kraft — gebrauchet sie doch!
Sprenget die Ketten der Sklaverei!
Mensch, werde Mensch und mache dich frei!
Fallen muß Willkür und Drangsal und Pein!
Kurz ist das Leben — hell soll es sein!

Karl Kaniak

Engelbert Pernerstorfer/Die 25. Maifeier

Die österreichische Sozialdemokratie hat immer Wert darauf gelegt, den ersten Mai als einen von der Internationale bestimmten sozialistischen Weltfeiertag festlich zu begehen. Wenn die Feier auch in manchem Jahre durch die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Provinz beeinträchtigt war, in Wien wenigstens ist kein erster Mai vorübergegangen, ohne daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft ihn gefeiert hätte. Wir erinnern uns noch mit einer gewissen inneren Heiterkeit an den ersten Mai im Jahre 1890, als das Wiener Bürgertum mit Beben und Zittern fürchtete, er werde die Revolution bringen. Viele Leute verließen sogar Wien, weil sie „pöbelhafte Ausschreitungen" befürchteten, viele verschlossen sich in ihren Wohnungen. Die Polizei war vernünftig genug, die Aufrechterhaltung der Ordnung der Partei zu überlassen, wobei sie freilich dafür sorgte, daß massenhaft Polizisten in den Nebengassen und in den Auen des Praters aufgestellt wurden, abgesehen von ganzen Heerscharen von Infanterie und Kavallerie, die, ebenfalls auf dem Wege des Zuges unsichtbar, aufgeboten waren.

Der Festzug selbst ging in musterhaftester Ordnung vor sich. Weit und breit war keine Polizei zu sehen. Dafür versahen Tausende von Ordnern, durch rote Armschleifen kenntlich, ihren Dienst so außerordentlich, daß der Zug in geschlossener Weise und ohne daß der notwendige Verkehr gestört worden wäre, vor sich ging. Im Volksprater verteilten sich die Massen in die bestimmten Lokale. Man sang, man redete und es kam nicht eine Ausschreitung vor. Diejenigen Genossen, die, von Neugierde geplagt, einen Sprung in die Nobelallee machten, haben wohl nie eine ödere und stillere Straße gesehen. Wie der Aufmarsch, so erfolgte auch der Rückzug ohne irgend einen Zusammenstoß.

Den anderen Tag war die ganze Oeffentlichkeit voll des Lobes über das Verhalten der Arbeiterschaft. Aber bald drehten sich die Gedanken in den bourgeoisen Gehirnen. Man hatte eine rebellische Demonstration erwartet und eine allerdings mächtige, aber ganz ruhige, würdevolle Kundgebung erlebt. Von anfangs wohlwollender Betrachtung kam man immer mehr zu einer ärgerlichen Verstimmung. Wären Ausschreitungen erfolgt, so hätte man nach stärksten Maßregeln gerufen. Nun sagte sich die Bourgeoisie und die Regierung: die Arbeiter sind ja gar nicht revolutionär, man kann ihnen ungestraft stramm entgegentreten. Und schon die zweite Erste-Maifeier verlief nicht mehr ganz so ruhig wie die erste. Die Polizei hatte sich einigermaßen blamiert gefühlt. Ein Massenaufzug war vor sich gegangen, ohne daß die Polizei die Ordnung aufrechterhalten hätte, und siehe da: die Ordnung war musterhaft aufrechterhalten worden. Das war ein bißchen ärgerlich. Es mußte für ein wenig Unordnung gesorgt werden. Und sie kam. An mehreren der folgenden Ersten-Maitage griff Polizei und Militär ein und es kam zu blutigen Zusammenstößen. Doch war die Maifeier nicht zu unterdrücken und in den letzten Jahren verlief sie immer friedlich.

Die Maifeier ist ihrem Wesen nach eine durchaus friedliche Demonstration. Das Proletariat will an diesem Tage seine internationale Geschlossenheit, seine unerschütterliche Solidarität und seinen festen Zukunftswillen sich selbst und der dem Sozialismus feindlichen Welt sichtbarlich an den Tag legen. Es will in einer festlichen Weise seinen unbeugsamen revolutionären Willen, die Geschicke der Menschheitszukunft in die eigene Hand zu nehmen, bezeugen. Es will an diesem Tage besonders feierlich erklären, daß die Aufgabe des Tages seinen Willen nicht ausschöpft, sondern daß über alle möglichen Errungenschaften der Gegenwart das Auge des einfachen, von der täglichen Not so geplagten Proletariers hinausblickt und hineinsieht in die glückliche Zukunft der Menschheit, die in hartem Kampf zu erkämpfen sein weltgeschichtlicher Beruf ist. Woran zu denken die Hast des Erwerbes und die Anstrengung der Stunde oft hindert, das leuchtet an diesem Tag in das Einerlei des Lebens mit bestrickender Helligkeit und strahlender Wärme.

Heiliger als sonst soll an diesem Tag dem Proletarier das Herz schwellen bei dem Gedanken daran, daß sein Leben eine hohe innere Bedeutung hat, höher als das Leben der Reichen und Mächtigen, die sich mit der Sorge quälen, wie sie ihre Schätze und ihre Macht erhalten könnten. Der Proletarier weiß: er hat keine Schätze und noch wenig Macht. Er lebt in leiblicher und geistiger Not. Und so muß es auf der Erde bleiben, wenn nicht er die Geschicke der Welt verändert. An diesem Tag darf er stolz sein auf seine Sendung. Er, nicht als Einzelner, aber als Klasse, stellt die große bewegende Kraft der Entwicklung, des Menschheitsglückes dar. Er ist mehr als die bourgeoise Masse die in träger Denkfaulheit am Ueberlieferten hängt, er ist der Träger der Zukunft. Aber dieser Stolz erzeugt in ihm nicht unfruchtbaren Hochmut, sondern das hohe Gefühl der Verantwortlichkeit. Da seine Klasse so viel zu leisten hat, so muß sie sich auch so rüsten, daß sie alle an sie gestellten Anforderungen erfüllen kann.

In solcher Gesinnung erlebt er eine wunderbare Erhöhung seiner Stimmung. Ein starkes Glücksgefühl erwärmt ihn. Ein hoher Schwung der Seele erhebt ihn über sich selbst. Als einzelner einer großen und täglich wachsenden Gemeinschaft fühlt er seinen persönlichen Wert wachsen, die Empfindung der Menschenwürde erfaßt ihn in ihrer ganzen beseligenden Weite. Mit Geringschätzung schaut er und darf er schauen, er, der ums Brot kämpft, auf jene Gesellschaftsklassen, die keine Ideale mehr haben oder nur rückwärts gerichtete. Er, der sich nur um die Magenfrage kümmert, ist der Träger der höchsten Ideale, die je in der Menschheit gelebt haben.

An einem solchen Tage der Erhöhung aller Lebensempfindungen ist für den Sozialdemokraten das beseligende Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Heere des Sozialismus das höchste Glück seines Daseins. Aus ihm fließen seine edelsten Freuden. Sie heben ihn über die Not und die Kümmernisse des Tages und verleihen ihm eine innere Würde, die die Mächtigen der Erde zu geben nicht imstande sind. Sie verbinden ihn mit allen Gleichstrebenden aller Völker und verleihen ihm jenen lebendigen und siegesfrohen Zug, der seinen Gegnern so tiefes Grauen einflößt. In einem solchen Augenblick der inneren Sammlung, an einem solchen Tage der äußeren Bekundung fühlt er sich als den kommenden Herrn der Welt. Die Menschheit der Erde wird in alle Ewigkeit den ersten Mai feiern. Wir feiern ihn als Tag der Hoffnung, die sozialistische Zukunft wird ihn feiern als Tag der Erfüllung. An diesen Zukunftstagen wird auch unser gedacht werden mit festlichen Worten der Dankbarkeit. Denn wir alle haben teil an dieser Zukunft, wir sind ihre Schrittmacher, ihre Pfadfinder, ihre Vorkämpfer!

Ernst Necker / Der Sinn der Maifeier

Wie mir der Dichter gefällt? Wenn ihm vor innerer Fülle
Jegliche Ader zerspringt, daß der entfesselte Strom
Droben die Sterne bespritzt und drunten die Blumen beträufelt
Und das feurige Herz doch nicht den Mangel verspürt.
Nur vom Ueberfluß lebt das Schöne, das merke sich jeder —
Habt ihr nicht etwas zu viel, habt ihr mit nichten genug.

Hebbel

„Habt ihr nicht etwas zu viel, habt ihr mit nichten genug." Nicht nur vom Dichter gilt dieses Wort, sondern von jedem, der etwas Großes schaffen will. Es ist ganz gleichgültig, ob man Verse macht oder Politik, ob man einen „Faust" schaffen will oder eine neue Gesellschaftsordnung — das eine wie das andere gelingt nur dem, der in der Ueberzeugung schafft, daß seine Kraft unerschöpflich ist, daß er nicht „weise haushalten" muß wie die kleinen Leute, daß es nichts macht, wenn er einmal zuviel ausgibt. Nur solcher Uebermut verleiht die Sicherheit und Ruhe, die man braucht, um ein großes Werk zu vollbringen und so zu vollbringen, als ob es eine Kleinigkeit wäre.

Das ist bei dem einzelnen so, und es ist so bei der Menge. Es ist so bei den großen Männern, und es ist so bei den aufstrebenden Klassen. Sie alle müssen „etwas zu viel" haben, sie haben alle ihren „Uebermut". Auch das Proletariat. Es ist nicht wie die ängstlichen Pfennigfuchser, die immer rechnen, ob sie denn auch auskommen werden, oder ob sie sich nicht vielleicht zu viel erlaubt haben. Es gibt mitunter „etwas zu viel" aus. Wann? Man frage die Kleinmütigen unter uns, und sie werden antworten: Am 1. Mai. Und sie werden uns des Langen und Breiten beweisen, daß die Maifeier eine überflüssige und unnütze Verausgabung von Kräften ist, daß sie der Partei nicht so viel einbringt, als sie sie auszugeben nötigt, und daß es darum am besten wäre — in Deutschland ist dieser Vorschlag schon im Ernst gemacht worden — die Maifeier als proletarische Massenkundgebung überhaupt aufzugeben.

Dieser Vorschlag hätte etwas für sich, wenn wirklich nur der Wert ein reeller wäre, der sich in Kronen und Hellern ausdrücken läßt. Wenn es nur auf den unmittelbaren, greifbaren Vorteil ankäme, den die Maifeier dem Proletariat bringt, dann wäre der Vorschlag, die Maifeier aufzugeben, diskutabel.

Aber so stehen die Dinge nicht. Gewiß, es ist „Uebermut", den 1. Mai zu feiern. Aber dieser Uebermut ist dem Proletariat notwendig, weil er sein Selbstvertrauen, seine Siegeszuversicht gewaltig steigert. Die Maifeier ist „überflüssig". Aber: le superflu chose très nécessaire — das Ueberflüssige ist eine sehr notwendige Sache.

Man kann ruhig sagen: die Maifeier hat dem Proletariat in einer Beziehung mehr gegeben als irgendeiner von den großen praktischen Erfolgen, die es bisher erkämpft hat; sie hat das Selbstbewußtsein des Arbeiters in unvergleichlich höherem Maße gehoben. Große Siege hat das Proletariat schon erfochten, aber der Kampf ging immer um Dinge, die das Proletariat brauchte, auf die es nicht verzichten durfte, ohne die es nicht länger existieren konnte. Die Maifeier aber braucht der Arbeiter nicht, wie er Brot und politische Rechte braucht — das ist der große Unterschied. In allen seinen Kämpfen spielt der Arbeiter die Rolle des rebellierenden Sklaven — am 1. Mai tritt er zum erstenmal als Herr auf. Am 1. Mai sagt er zum erstenmal: Das geschieht — nicht weil ich es brauche, nicht weil es nützlich ist, nicht weil ich mir irgendeinen Vorteil davon verspreche, sondern einzig und allein deswegen, weil ich es so will.

Das ist der ungeheure Wert der Maifeier, der sich freilich nicht in Geld ausdrücken läßt, den aber doch jeder sehen muß, der nicht mit Blindheit geschlagen ist. Die Maifeier ist nicht mehr ein Fest von Aufrührern, sondern ein Fest von Freien, von Herren. Sie hat mehr als alle praktischen Erfolge dazu beigetragen, die Arbeiter von den Lastern der Ausgebeuteten und Unterdrückten, vom Knechtsinn, von der Ergebenheit in den Willen eines anderen zu befreien.

Was also das Proletariat am 1. Mai „zu viel" ausgibt, bekommt es mit Zinseszinsen wieder zurück. Auch praktische Erfolge zeitigt die Maifeier. Sie wirkt auf diejenigen, die noch nicht mitfeiern, indem sie ihnen die Größe und Macht der Partei zeigt; sie wirkt auf die Gegner; der Arbeiter, der einmal an einer Maifeier teilgenommen hat, ist ein anderer Mensch geworden, und das kommt sicher in seinen Handlungen zum Ausdruck. Ganz anders tritt dem Unternehmer ein Arbeiter gegenüber, der sich gar nicht mehr vorstellen kann, daß er einmal am 1. Mai gearbeitet hat, als ein Arbeiter, der noch nicht den Gedanken zu fassen wagt, daß er einmal aus eigener Machtvollkommenheit einen ganzen Tag feiern kann ...

Gustav Slekow / Der Menschheit Maientage

Das war ein anderer Maientag. Vor vielen Jahrhunderttausenden. Es war eine eigenartige Zeit, und wer sich aus den Pflanzenresten in der Steinkohle; aus den Versteinerungen von Muschel, Fisch und Vogel; aus den Käfern und Blüten, die das Baumharz jener Tage, der Bernstein, eingeschlossen hat; wer sich aus den Spuren alter Eisgletscher, die Felsen und Gebirge abgeschliffen haben; wer sich aus Sonnenflecken und Sternenkunde ein annähernd richtiges Bild von jener Zeiten Wetter und Aussehen zusammenzustellen versucht: dem wird aus der dunklen Vergangenheit plötzlich ein sonniger Maientag strahlen.

Da waren aus irgend einem Grunde irgendwo auf der Erde die Gletscher mächtig angewachsen. Alsbald begann im Umkreis statt der bisher versengenden Hitze der tropischen Landschaft ein gemäßigtes Klima zu herrschen, und die undurchdringlichen Urwälder lichteten sich. Wo Lianen und anderes Pflanzengeschlinge von Stamm zu Stamm und von Krone zu Krone ein dichtes Gewirr gezogen hatten, wo der Urelefant, das Mastodon, durch die Wildnis stampfte und das Volk der Affen in dem Gezweige wohnte, da war nun das Sonnenlicht in den spärlicheren Waldbestand eingezogen, eine andere Pflanzenwelt machte sich geltend, und das Tierreich ging eine folgenwichtige Umwandlung ein. Die schweren, ungeheuren Saurier fanden im neuen Klima nicht genug Blätternahrung und verschwanden allmählich, die behenden Hunde- und Katzenarten wurden zu gefährlichen Räubern, und ein bestimmtes Geschlecht, von dem die heutigen menschenähnlichen Affen der heißen Länder abstammen, versuchte sich wohl oder übel in den neuen Verhältnissen einzurichten.

Dafür gab es freilich allgemach gute Gründe. Denn ob nun die Sonne auch überall Zutritt gewann und das Urwalddunkel freundlicherer Helle Platz machte, war es doch mit der hindämmernden Sorglosigkeit zu Ende. Wo die Erde sonst im Jahre zwei- und dreimal Blüte und Frucht getragen hatte, wartete sie jetzt nur einmal damit auf. Es gab ja noch immer genug davon, aber Nahrung und Sicherheit, die früher das verbergende Wirrsal des Urwaldgestrüppes von selber geboten hatte, mußten nunmehr erst aufgesucht und erkämpft, alles, was einst in schlaraffischem oder paradiesischem Ueberfluß vorhanden war, im neuen Klima erworben werden. Die Peitsche der harten Notwendigkeit war nun hinter jenen her, die leben wollten, es galt sich zu rühren, Auswahl zu treffen und auf die Umwelt Einfluß zu nehmen: Die Arbeit war in die Welt getreten.

Und da geschah etwas, das der Erde ein vollkommen neues Gesicht geben sollte. Jene Uraffen, die den Wandel des heißen zum gemäßigten Klima mitgemacht hatten, besaßen schon vorher ein Erzeugnis ihrer Anpassung an die Verhältnisse, das sie von allen anderen Tieren vorteilhaft unterschied. Es war ein Werkzeug, das der verschiedenartigsten Benützung dienen konnte: den Daumen, der den anderen vier Fingern entgegengestellt werden konnte; der die vorderen Gliedmaßen zu einem Greifwerkzeug machte; der die Hand erst zu dem bewundernswert vielgegliederten, feinsinnigen Künstler umgestaltete. Diese Hände erst halfen jenem Wesen die Umwelt zu beeinflussen und die Sorge für Nahrung und Sicherheit auf eine höhere Stufe zu heben.

Aber noch eins geschah in jenen ururalten Zeiten. Gar so rasch haben die daumentragenden Geschöpfe die schützenden Baumkronen nicht verlassen, aber mit dem Springen und Klettern von einer zur anderen war es in den gelichteten Wäldern, die immer mehr schlanke Nadelbäume enthielten, endgültig vorbei. Da hieß es nun vom Boden aus zur Höhe klettern, ein Gehaben, das den rund gebogenen Rücken des Vierfüßlers ins Entgegengesetzte, zum Hohlkreuz wölbte. Die so gekrümmte Wirbelsäule aber hob das Tier vom Erdboden empor und zwang es aufrecht zu schreiten.

Jetzt trug es den Kopf mit seiner Nervenanhäufung in der knöchernen Schale hoch, und die mächtigen Muskelmassen, die früher nötig waren, den hängenden Schädel, ihn ganz umhüllend, festzuhalten, durften ihn freigeben, so daß er sich ausdehnen und dem wachsenden Gehirne Platz machen konnte. Das aufrecht gehende, frei in die Weite schauende Geschöpf, das eine kunstfertige Hand mit entgegenstellbarem Daumen und ein alles lenkendes und beherrschendes Gehirn besaß,

Der Krieg zwischen den Kassenschränken und den Sparbüchsen

Kupferstich nach Bruegel von Peter van der Heyden (1563)

war auf der Erde erschienen. An jenem ersten sonnigen Maientag war der erste Mensch erstanden.

Weite, lange Wege ist er indessen gegangen, viele Irrpfade gewandelt, und Blut und Leiden bezeichnen seine Spur. Vieles hat das aufrechte Geschlecht erarbeitet, vieles erzwungen und erworben, der ganzen Erde Schätze sich untertänig gemacht, aber das Glück für alle, die Menschenantlitz tragen, hat es nicht gefunden. Aber gemach! Daß heute vieler Millionen glänzende Augen einer Sonne entgegenschauen, deren Emportauchen sie zuversichtlich erwarten, ist ein gutes Zeichen für der Menschheit Zukunft.

Da raunt es ringsum und spricht sich herum in der wogenden Menge, daß eine neue Heilslehre verkündet sei, die vieles, wenn schon nicht alles, von dem zu bannen vermöge, was Trauer und Leid in der Menschheit Tagen schaffe. Wer kennt nicht die wunderbare Formel von dem Allbefreier Sozialismus? Es klingt wie ein Märchen aus unschuldvoller Kinderzeit, das Gestalt und Wesenheit annehmen und herrlich Urständ feiern will, wenn am ersten Mai der roten Arbeiterschaft die Millionen sich Treue und unerschütterliche Zuversicht im Gedanken des Sozialismus geloben. Ein Wille in den unzähligen Köpfen, eine Hoffnung in den vielen Herzen, nicht einer für alle, nicht alle für einen, sondern alle für alle!

Freilich, es ist schon noch ein ziemliches Stück Weges voraus, bis die Menschheit zu diesem Ziele gelangen wird.

Jenseits, weit hinter den Bergen, über die unsere Sonne sich tagtäglich erhebt, wird einmal ein anderer Maientag glänzen, an dem die Menschheit vollendet sein wird. Ein ewiges Besserwerden, ein fortwährendes Fließen und Verwandeln, ein immer erneutes Anpassen liegt zwischen unseren Tagen und jenem Ziel. Aber geht nur unentwegt weiter, schreitet aufrecht über Dornen und Geklüfte hin und laßt euch den Siegerglauben an euere Zukunft nicht nehmen!

Wenn der Sozialismus einmal aus der Forderung zur Tatsache geworden und aus den Herzen der Arbeiterschaft in die Erkenntnis Aller übergegangen ist, dann werden wir erst anfangen, wirkliche Menschen zu sein.

Eugen Hoeflich / Nacht vor dem Weltfeiertag

Groteske Mondschatten springen am blanken Boden der Maschinenhalle umher und führen um die glänzenden Maschinenbestandteile fratzenhafte Tänze auf. Tiefe Stille schläft in der Halle. Die Transmission saust nicht, es kreischt nicht die Feile und der Dampfhammer dröhnt nicht. Die Maschinen schlafen.

Da plötzlich beginnt es leise zu surren, dann lauter und lauter. Man versteht einzelne Worte. Die Maschinen sprechen:

„Morgen haben die Menschen Feiertag", meint eine Bohrmaschine.

„Ja, ich hörte sie davon sprechen und sie freuten sich", antwortet der Dampfhammer.

„Warum freut sich dieses Geschlecht der Arbeitsmänner?" fällt eine andere Maschine ein. „Ich mag sie nicht leiden. Ich möchte sie töten!"

Lacht die Transmission: „Du willst sie töten, du kleines Ding? Sieh mich an: ich mit meinen mächtigen Armen, ich töte ihn, wenn mir einer von ihnen zu nahe kommt!"

„Und ich zermalme ihn!" dröhnt schwer der Dampfhammer.

„Ich durchbohre sein Hirn", knirscht eine Bohrmaschine.

Kreischt eine große Feile: „Nichts ist das alles; ich zerreiße sein Trommelfell!"

„Und ich ruiniere seine Lunge", brummt mißmutig eine Bandsäge, indem sie schläfrig sich umdreht.

„Ich aber rotte sein Geschlecht aus!" Hell, kurz und abgehackt klingt es von der Drehbank. Ein beinahe fertiggestelltes Gewehr hat es triumphierend gerufen ...

Draußen bricht der Morgen an. Die Maschinen verstummen. Starr, drohend und unbeweglich liegen sie da, schlafende Zyklopen.

Ein Vogelchor leitet den heiligsten Feiertag durch eine Jubelouvertüre ein und die aufgehende Sonne erglüht wie ein lohendroter Ball über dem grünen Wald. Rot und grün: Freiheit und Hoffnung.

Durch die Maschinenhalle schreitet aufrecht ein festlich geschmückter Jüngling. Ein Knabe beinahe.

Er schreitet der Sonne entgegen, die durch das offene Tor die Halle erfüllt.

Er sieht die Sonne, sieht den grünen Wald. Er saugt die feierliche Stille in sich ein. Ein heller Jubellaut dringt über seine Lippen.

Das Auge an der Sonne, geht er langsam hinaus. Ins Freie. Den Weltfeiertag zu feiern.

Im Vorbeigehen streift er das Gewehr. Das fällt herunter und zerbricht.

Therese Schlesinger / Der 1. Mai und die Frauen

Als vor 125 Jahren in den heißen Stürmen der französischen Revolution die absolute Adels- und Pfaffenherrschaft zusammenbrach, da zog ein sehnsüchtiges Verlangen nach Freiheit und Gerechtigkeit von Frankreich aus durch die meisten anderen Länder. Und dieses Verlangen öffnete die Herzen und Gehirne auch dem Verständnis für die Entrechtung und Entwürdigung der Frauen aller Klassen und veranlaßte die Kämpfer der Revolution und auch manche ihrer entschlossensten Anhänger in anderen Ländern dazu, die Forderung nach rechtlicher und politischer Gleichstellung beider Geschlechter zu erheben. Getragen von der Begeisterung der Massen, erhob die Wortführerin der Frauen in der französischen Revolution, Olympe de Gouges, vor der konstituierenden Nationalversammlung die Forderung nach dem Wahlrecht für das weibliche Geschlecht, und Condorcet, dem es oblag, eine Verfassung auszuarbeiten und der Nationalversammlung vorzulegen, nahm das Frauenstimmrecht in seine Vorlage auf, die dann unverändert zum Gesetz erhoben wurde. Dieses trat freilich nie in Kraft, da reaktionäre Strömungen wieder Macht erlangten, ehe es durchgeführt werden konnte, bildet aber noch heute ein wertvolles Zeugnis für den kühnen Geist, der die große Revolution in ihren ersten Stadien erfüllte. Nur wenige Jahre nach dem Auftreten Olympe de Gouges in der Nationalversammlung veröffentlichte in London Mary Wollstonecraft ihr berühmtes Buch: „Die Verteidigung der Rechte der Frauen", welches bereits das wichtigste Rüstzeug der bürgerlichen Frauenbewegung enthält, und sogar dem von einer schrankenlosen Despotie gegängelten deutschen Publikum rief Theodor von Hippel damals mit seinem Werk „Die bürgerliche Verbesserung der Weiber" es in die Ohren, um wieviel die Frauen noch mehr entrechtet und versklavt seien als selbst die unterdrücktesten Männer.

Die blutigen Kämpfe der französischen Revolution waren vom Bürgertum, von den verelendeten Kleingewerbetreibenden und dem unter noch schwererem Joch keuchenden Proletariat gemeinsam durchgefochten worden und die Frauen aller unterdrückten Klassen hatten in verhältnismäßig großer Zahl an ihnen teilgenommen. Der Erfolg der Revolution fiel aber nur in sehr geringem Maße denjenigen zu, die für ihr Gelingen die allerschwersten Opfer gebracht haben. Das Bürgertum schwang sich in den Sattel und Arbeiter und Frauen wurden nun erst recht zu Ausgebeuteten und Unterdrückten. Und ebenso wie in Frankreich erging es dem weiblichen Geschlecht auch in den anderen Ländern, in denen um ein halbes Jahrhundert später sich alle beherrschten Klassen gegen die unbeschränkte Adels- und Pfaffenherrschaft erhoben hatten und wo sich ebenfalls das Bürgertum zur herrschenden Klasse zu machen wußte, ohne seinen Mitkämpfern aus der Arbeiterklasse und ohne den Frauen, die auch so manche Kämpferin gestellt hatten, Anteil an den Früchten der Revolution zu gönnen.

Es dauerte mehrere Jahrzehnte lang, bis unter der politisch rechtlosen und schwer verelendeten Arbeiterklasse wieder die ersten Anfänge eines geordneten Widerstandes zu verspüren waren. Alsbald fanden sich auch Adel und Bürgertum, Bureaukratie und Militarismus zusammen, um die junge Arbeiterbewegung niederzuknüppeln. Ihre Wortführer wurden in den Kerker geworfen oder aus dem Lande getrieben, ihre Organisationen zerstört, ihre Presse vernichtet.

Aber die kapitalistische Entwicklung, welche immer breitere Massen proletarisierte, schuf für diese auch die unabweisbare Notwendigkeit, sich zu Kampfesscharen zu organisieren. „Ihr hemmt uns, doch ihr zwingt uns nicht", durfte die junge Sozialdemokratie mit Recht den herrschenden Gewalten zurufen.

Nicht der Belagerungszustand im Deutschen Reiche, nicht der Ausnahmszustand in Oesterreich, nicht die zahllosen Niederträchtigkeiten, die in allen Ländern an den nach Freiheit und Kultur lechzenden Arbeitern in den Achtzigerjahren verübt worden sind, vermochten das Wachstum der Sozialdemokratie zu verhindern.

Im Jahre 1889 setzte der Internationale Sozialistenkongreß zu Paris dem Sieg der Arbeiterbewegung über die furchtbare Reaktion der Achtzigerjahre dadurch ein bleibendes Denkmal, daß er den 1. Mai zum Weltfeiertag des Proletariats proklamierte.

Der Gedanke, daß die Arbeiterschaft aller Länder, obwohl noch immer entrechtet und ausgebeutet, obwohl an allen anderen Tagen des Jahres fast wehrlos dem Willen der Unternehmer unterworfen, die sie nach eigenem Gutdünken und geleitet von ihren eigenen Interessen arbeiten oder feiern lassen, der Gedanke, daß diese geknechtete Arbeiterschaft wenigstens doch an einem einzigen Tag des Jahres die Herrschaft an sich zu reißen vermag, der Profitsucht der Unternehmer das Erträgnis eines Tages vorzuenthalten weiß und sie und sich selbst dadurch nachdrücklich an die so überaus wichtige Rolle erinnert, die der Arbeiter im gesamten Kulturleben spielt, der hat gewiß etwas Erhabenes.

Aber noch bedeutungsvoller als für die Männer der Arbeiterschaft sollte die Feier des 1. Mai für die Frauen sein.

Dem männlichen Arbeiter räumen Gesetz und Herkommen doch eine Reihe von Sonn- und Feiertagen ein, an denen er frei von jeder Arbeitspflicht der Erholung und Zerstreuung, sowie den Interessen seiner Klasse leben darf.

Wann aber hätte die Arbeiterfrau je einen freien Tag?

Der Kapitalismus, der die Arbeitslöhne der Frauen noch viel tiefer herabzudrücken vermag als die der Männer, zwingt jene auch dazu, ihren letzten Rest von Kraft im ärmlichen Haushalt bis zur Erschöpfung aufzubrauchen. Alle technischen Einrichtungen, durch die heute die Hausarbeit bis auf einen geringfügigen Rest verringert werden könnte, sind ihr als viel zu kostspielig unerreichbar. Für die Arbeiterin ist der Sonntag derjenige Tag, an welchem sie alle die häuslichen Arbeiten erledigen muß, die sie notgedrungen während der Woche hinausgeschoben hat und auch die Arbeiterfrau, die eine Schar kleiner, pflegebedürftiger Kinder zwingt, auf eigenen Erwerb zu verzichten, und die darum noch kärglicher leben muß als die Arbeiterin, sie muß den Sonntag wie jeden anderen Tag mit Aufräumen, Kochen und Scheuern wenigstens zu einem großen Teil ausfüllen.

Darum müßte es sich die denkende Arbeiterfrau um so mehr zur Pflicht machen, an dem einzigen Feiertag des Jahres, den sich das kämpfende Proletariat aus eigener Machtvollkommenheit gegeben hat, so wenig als nur irgend möglich zu arbeiten.

Aber noch aus anderen Gründen sollten die Frauen der Arbeiterschaft von der Bedeutung der Maifeier noch tiefer durchdrungen sein als die Männer.

Wir demonstrieren am 1. Mai für den Weltfrieden, für den Achtstundentag und für das allgemeine Wahlrecht, lauter Forderungen, welche die Frauen mit besonderem Nachdruck zu erheben gezwungen sind.

Die Lasten, welche der immer toller werdende Militarismus den Völkern auferlegt, die fielen in diesen letzten Jahren besonders wuchtig auf die Schultern des österreichischen Proletariats und unter den Folgen des Kriegsrummels, der Krise und Arbeitslosigkeit haben die Frauen am allerschwersten zu tragen. Wie sollten sie sich da nicht für den Weltfrieden begeistern können? Der verkürzte Arbeitstag ist eine Forderung, welche die doppelt und dreifach belastete Arbeiterin in erster Linie erheben muß und auch den Ruf nach dem allgemeinen Wahlrecht sollte sie am lautesten ertönen lassen.

Wohl fehlt auch an den politischen Rechten der Männer noch sehr viel, muß gar manches erst erkämpft werden. Haben doch auch sie ein gleiches Wahlrecht nur für das Parlament und entbehren seiner noch für die Landtage und Gemeindeverwaltungen. Aber daß die Ausdehnung des gleichen Wahlrechtes auf das weibliche Geschlecht und dessen Errettung aus politischer Unmündigkeit unsere größte und wichtigste politische Forderung ist, das kann durchaus nicht in Zweifel gezogen werden. Es genügt aber nicht, diese Forderung nur am Frauentag zu erheben, sondern die Männer und Frauen der Arbeiterschaft müssen zu jeder Stunde bereit sein, für sie einzutreten, und die Maifeier bietet dazu einen ganz vorzüglichen Anlaß.

Die Arbeiterfrau, die den 1. Mai nicht mitfeiern wollte, würde einen traurigen Beweis geistiger Unreife und des Mangels an proletarischem Solidaritätsgefühl erbringen.

Darum auf zur Maifeier, auf zum Ehren- und Ruhmestag der internationalen Sozialdemokratie!

Der kluge Jüngling.

In mir ist Kraft, die ganze Welt zu zwingen!
Doch weil sie fest gegründet ruht,
So will ich mit mir selber ringen
Und will mein heißes, tolles Blut
Nicht zwecklos an den Himmel spritzen.
Der funkelt schon in heller Pracht,
Und viele schöne Sterne blitzen
In unsre heißdurchmühte Nacht!
Ich will mein jugendlich Geberden
In Mannheit lösen, ganz und gar —
Ich will ein tapfrer Kämpfer werden!
Der Mutter Dank, die mich gebar . . .

Max Barthel

Julius Deutsch / Wachsender Widerstand der Arbeiterfeinde

Es ist noch nicht sehr lange her, da war auch in manchen Kreisen des Bürgertums eine ziemlich lebhafte Anteilnahme an dem Geschicke der Arbeiterklasse zu merken. Das Los der Arbeiter war das denkbar schlechteste, ihr Elend hatte einen früher ungekannten Grad erreicht und deshalb erschien es manchen Leuten, die ihrer Klassenlage nach mit der Arbeiterschaft wenig gemein hatten, als eine Menschenpflicht, wo es anging, einige Hilfe zu gewähren.

Diese Anteilnahme war den Mitleidsgefühlen guter Menschen entsprungen, welche dem Elend nicht ohne Rührung und barmherziges Empfinden begegnen konnten.

Als die Arbeiter zum Kampfe erwachten und die Arbeiterbewegung ihre ersten tastenden Schritte machte, hörte diese Anteilnahme aus den Kreisen des Bürgertums nicht auf, sondern nahm eher zu. Das Erwachen des Proletariats war etwas Neues, Interesse Erweckendes und dünkte deshalb als der Beachtung wert.

Auf den Lehrkanzeln deutscher Hochschulen saßen damals gelehrte Männer, die mit anerkennenswertem Eifer bemüht waren, das Getriebe des Kapitalismus zu erforschen und das Elend der Arbeiterklasse zu beschreiben. Sie blieben nicht bei der Beschreibung stehen, sondern bemühten sich auch ernsten Reformen den Weg zu ebnen. Das Wirken dieser Professoren löste in der Studentenschaft und darüber hinaus in manchen Kreisen der Gebildeten ein gewisses Interesse an den sozialen Fragen aus, das den Bestrebungen der Arbeiterschaft in vieler Beziehung förderlich war. Wohl standen diese bürgerlichen Reformer durchaus auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, aber sie scheuten sich nicht, auf die Gebrechen dieser „Ordnung" mit Nachdruck hinzuweisen und besonders den an die Gesetzgebung gerichteten Arbeiterschutzforderungen das Wort zu reden.

Eine viel wirksamere Förderung erfuhr der Arbeiterschutz indes aus dem Gegensatz der Interessen im Lager der Herrschenden. Der feudale Großgrundbesitz sah mit schelen Augen den gewaltigen Aufstieg des industriellen Kapitals. Er war nicht abgeneigt, im Kampfe gegen die sieghafte Bourgeoisie selbst den ungefügen Riesen Proletariat zu Hilfe zu rufen; er war bereit, für manche Arbeiterschutzforderung einzutreten, deren Erfüllung ihn nichts kostete, dem Industriekapital aber Opfer aufzuerlegen schien.

Der Widerstand gegen die Arbeiterschutzforderungen war unter diesen Umständen nicht immer unüberwindlich und es gelang in der Tat, einige Reformen durchzusetzen, für welche die Kraft des Proletariats allein nicht ausgereicht hätte. Die Kinderarbeit in den Fabriken und Bergwerken wurde beseitigt, die Frauenarbeit einigen Schutzbestimmungen unterworfen, für die Fabrikarbeiter eine Höchstarbeitszeit gesetzlich festgelegt, die Gewerbeinspektion geschaffen, die Feiertagsruhe erzwungen und ähnliches mehr. Diese gesetzlichen Verbesserungen des Arbeitsverhältnisses waren alles eher denn zufriedenstellend, aber sie stellten immerhin Abschlagszahlungen auf die Forderungen der Arbeiter dar, die man um so eher annehmen konnte, als sie ohne übermäßig große Opfer erlangt werden konnten.

Seitdem hat sich manches geändert.

Das Proletariat ist von Jahr zu Jahr an Zahl mächtiger geworden und seine Bedeutung in der Gesellschaft mußte sich demgemäß erhöhen. Zugleich erwachten immer größere Arbeitermassen zum Kampf für ihre Befreiung; sie gründeten Organisationen, beteiligten sich am politischen Leben und stiegen allmählich zu einer Macht empor, mit

---

Robert Grötzsch / Emil Hergesells Maitag

Er stand vor dem schräghängenden kleinen Wandspiegel und glättete die Krawatte mit besonderer Sorgfalt über das steife, knackende Vorhemd. Wenn er seinen Blick in das Spiegelglas senkte, sah er ein frisch rasiertes, frisch gewaschenes Arbeitergesicht. Ueber Stirn und Wangen lag die leichte Röte der Erwartung, wie bei jemand, der sich auf etwas Besonderes, Großes, Erhabenes freut. Das kleine Bärtchen kräuselte sich über den Mundwinkeln leicht bergan und die stramm gescheitelten Haare ringelten sich aufgeregt an den Schläfen, als vermöchten sie an diesem Tag nicht in der üblichen Verfassung zu bleiben.

Das war der Spengler Emil Hergesell. So trat er vom Spiegel hinweg, schaute aus dem Mansardenfenster in die Sonnenglut des ersten Mai hinaus, lächelte zufrieden und zwickte seine Frau in die Wangen. Aber die ließ sich auf keine Neckerei ein, war unermüdlich, wie immer in ihrem Leben, schob ihn in Rock, Weste und Manschetten hinein und sagte so zwischen Knöpfen und Flicken: „Gel, gar so spät kimmst net nach Haus heut'?"

„Aber na, heut' gwiß net!"

Sie bürstete am Rock, zupfte an der Krawatte. „Und trinkst net viel, gel?"

„Aber na — an so 'm Tag doch net! Das ist doch ka Bockbierfest net!"

„Na, gel net!" Und sie bürstete unermüdlich weiter.

Erst als Emil so neubacken vor ihr stand, wie ein nettes Mannsbild ihrer Meinung nach an solch einem Tag ausschauen mußte, ließ sie den Atem lang durch den Mund gehen, kreuzte die Arme über der billigen Katunbluse und kam in ein rasches Reden: „Gel, gar so spät kimmst net, und trink net so viel, daß du mir all's verzählen kannst — i kann halt net mit — weg'n der Kleinen, weißt. . . . . Und pass' acht, daß du den Sepp Krügler net treffst, den Saufaus!"

„Aber na" — Emil schmiß einen betrübten Blick zur Seite — „i geh' doch net zum Bockbier!"

Dann setzte Emil seiner Frau den Unterschied zwischen einem Bockbierrummel und einer Maifeier auseinander. Der Bockbierrummel sei ein Rummel, aber die Maifeier sei eine Feier, sei etwas Weihevolles, etwas ganz Großes, da denke man gar nicht ans Trinken.

Er redete so strahlend, daß etwas vom Glanz seiner Augen auf die horchende Frau hinüberfprang. Und er redete sich so in Wärme und Feuer, daß er plötzlich erregt nach dem Hut hastete.

„Her mit 'm Stock. Geh' mach' rasch, daß i den Festzug net verpass'!"

Er war kindlich erregt, wie einer, der sich auf ein Großes, Gewaltiges, Unbekanntes freut.

Als er unten im Gewirr des Vorortes auf die elektrische Bahn wartete, die ihn zum Sammelpunkt hinfurren sollte, sah ihm Frau Hergesell aus der Mansarde mit einem langen Blick nach und malte sich aus, wie strahlend er im Festzug daherschreiten und wieviel er ihr von all den gewaltigen Dingen erzählen würde.

*

Es war ein schier endloses Band schreitender Menschen, das vom Herzen der Stadt hinweg durch die Straßen wallte. Voran die Radfahrer mit ihren dunkelroten Bundeszeichen. Dahinter die Gewerke in altdeutschen Zunfttrachten, mit Fahnen, Wappen, Musikkapellen. Und dann die unabsehbare, vieltausendköpfige Woge feiertäglich gekleideter Menschen: die Kinder mit den lachenden, verwundert fragenden Augen, mit roten Schärpen über den Hüften, roten Schleifen im Haar; die arbeitsharten Männer mit dem Gang derer, die eine Welt auf den Schultern tragen; die Frauen, die in das Blau des Maitages hineinlächelten, als sei aus diesem Meer von Licht und Frühlingsreinheit das Glück hervorgetaucht.

Die Sonne warf lange, zitternde Goldstreifen über den schreitenden Maizug und flammte im blonden Bart eines Mannes, der federnd und lachend inmitten der Viererreihen seine fünfunddreißig Jahre trug. Das war Emil Hergesell. In seinen Augen schimmerte eine Welt von Verwunderung, Freude, Stolz, denn er war vor kaum einem Jahr erst aus der Provinz in die große Stadt gekommen. Wieder und wieder warf er den Blick vorwärts und rückwärts über diese riesenhafte, unübersehbare Menge feiernder Menschen, denn es war das erste Mal, daß er im Maizug mitschreiten konnte.

Er warf übermütige Blicke auf die dunklen Gafferhaufen rechts und links der Straße und winkte zu den Mansarden empor, aus denen Frauen und Kinder rote Tücher flattern ließen.

Er fühlte die Kraft des abertausendköpfigen Menschenstromes in seinen Adern pulsen und lachte den kommenden Tagen entgegen. Die Fabrik, an deren Schraubstock er stand, sperrte die Maifeiernden zwei Tage aus. Emil lachte; verstand plötzlich nicht mehr, daß ihn die angedrohte Sperre beinahe vor der Maifeier zurückgeschreckt hatte. Drei Tage ohne Verdienst, pah, was ist das, wenn man einen Tag mit den abertausend Mutigen gehen kann! . . . .

Er stieß den langbärtigen, schwerknochigen Schmied zu seiner Rechten an: „Weg'n meiner mögen s' vierzehn Tag' aussperr'n, i feier halt doch!"

der die anderen Klassen der Gesellschaft sehr ernst zu rechnen hatten. Das organisierte Proletariat schritt zum Angriff gegen die Herrschenden vor. Es wollte die Ausbeutung und Unterdrückung nicht mehr wehrlos erdulden, wollte nicht mehr mit Almosen vom Tisch der üppig Genießenden abgespeist werden, sondern forderte gebieterisch den ihm gebührenden Anteil.

Da schlich den Herrschenden die Angst in das Gebein. Vor dem Ansturm der organisierten Arbeiterscharen schien ihnen keine andere Rettung möglich, als das Trennende im eigenen Lager zurückzustellen und alle Kräfte zum gemeinsamen Kampf gegen das Proletariat zu sammeln. Auf der ganzen Linie entbrannte der Klassenkampf.

Wenn die gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter für eine Verbesserung der Arbeitsverhältnisse zu Feld zogen, standen sie nicht mehr einzelnen Unternehmern, sondern wohlgerüsteten Organisationen gegenüber. Die Wirtschaftskämpfe, welche früher gewöhnlich von geringem Umfang waren, nahmen eine riesenhafte Ausdehnung an. Jeden Versuch der Gewerkschaften, einen oder einige Unternehmer anzugreifen, beantworteten die Unternehmerorganisationen mit der Drohung, Zehntausende Arbeiter auf das Pflaster zu werfen.

Wenn in den gesetzgebenden Körperschaften über Arbeiterschutzforderungen verhandelt wurde, standen nicht mehr eine oder die andere Gruppe der herrschenden Parteien der Arbeiterschaft gegenüber, sondern alle Vertreter der Besitzenden. Auch der kleinste Fortschritt stieß nun auf große Schwierigkeiten und konnte nur in besonders günstigen Augenblicken und bei großer Kraftanwendung erstritten werden.

Mehr und mehr wandte sich auch die öffentliche Meinung, die zu beeinflussen die Arbeiterfeinde eifrig bemüht waren, von der Arbeiterbewegung ab. In den Kreisen des Bürgertums fanden die ordinärsten Agitationslügen gegen die Sozialdemokratie ein williges Gehör und unter der Verbrämung nationaler und religiöser Schlagworte nistete sich eine einsichtslose, wüste Sozialistenhatz ein. Regierung und Verwaltung, ja sogar die Rechtsprechung mußte dem Drucke dieser Stimmungsmache erliegen. Was galt noch Recht und Gesetz, wenn das Klasseninteresse in Frage kam?

Und die freie Forschung, die einstmals bemüht war, in das Dunkel des kapitalistischen Getriebes hineinzuleuchten, sie zog sich bald vorsichtig zurück, wenn sie nicht gar ganz offen und ungeschminkt in den Dienst der Kapitalisten trat. War früher der Kathedersozialist eine gewohnte und angesehene Erscheinung in der deutschen Gelehrtenwelt, machte sich nun die flachste und charakterloseste Anbiederung an die Beherrscher des gegenwärtigen Wirtschaftssystems auf den Lehrstühlen unserer Hochschulen breit.

Es weht ein anderer Wind im öffentlichen Leben als vor drei und zwei Jahrzehnten! Alles, was geschieht, wird unter dem Gesichtspunkt des Klasseninteresses betrachtet; die große Frage des Klassenkampfes überragt alle Fragen unserer Zeit.

Die unmittelbare Folge des wachsenden Widerstandes der Arbeiterfeinde ist die Erschwerung der Möglichkeit, greifbare Erfolge für das Proletariat zu erzielen. Um jede Viertelstunde Arbeitszeitverkürzung, um jede Krone Lohnerhöhung, um das bescheidenste Arbeiterschutzgesetzchen muß heute mit einem ganz anderen Kraftaufwand gerungen werden als in früheren Jahren. Und doch ist diese Erschwerung des Kampfes kein Nachteil für die Arbeiter. Im Gegenteil. Jede kleine Arbeiterschutzforderung rollt immer aufs neue den ganzen Umfang der Klassenfrage auf, jeder kleine Kampf um Tagesforderungen wird zu einem Teil des gewaltigen Ringens um das Endziel des Proletariats. In diesen Kämpfen wächst unsere Kampffähigkeit, steigert sich unsere Kraft.

Und in seinem Gesicht lag helle Freude über das, was er erlebte und das Unbekannte, was er vom Tag noch erhoffte.

*

Der große Maifestgarten lag weit draußen im jungen Grün der Wiesen unter breitästigen Bäumen, in deren Blütengezweig ein warmer Frühling schaukelte.

Der Menschenstrom der Maifeiernden war hier zusammengeflossen zu einem mächtigen Meer, das zwischen den Tischen und Stühlen, in den Veranden und Sälen des Restaurants brandete. Helle Schankzelte ragten über die Menschenhaufen empor, Zelte, aus denen braune Biermassen in den Garten getragen wurden. Die Sonne brannte hernieder, als ob sie die Hundstagssaison hätte eröffnen wollen und auf den Tischen klapperten die Bierseidel in immer rascherem Takt.

Einer saß m tten darin, der da den Kopf drehte und trank, trank und den Kopf drehte: Emil Hergesell. Das Bierglas in der Hand und den Kopf zur Seite, so schaute er nach der Tribüne, auf der weißrote Turner die muskulösen Körper über die Geräte sausen ließen; nach dem Rasenplan, auf dem weiße Kinderröckchen einen Reigen tanzten; nach dem Podium, auf dem die Sänger in den Frühling hinaus sangen.

„Prost, Emil, sauf's!" Das war Sepp Krügler. Er hatte den Spengler schon vorn am Garteneingang abgepaßt. Nun saß er neben Emil, wischte sich den Schaum vom breiten, schwarzen Bart und sorgte dafür, daß die leeren Gläser rasch nachgefüllt wurden.

„Prost, Emil, sauf's!" Mechanisch hob der das Seidel und trank im Takt mit den vielen andern, die ringsum die Gläser hoben und senkten.

Als von der Tribüne der Redner sprach, auf dessen Worte sich Emil schon seit Tagen gefreut hatte, ging Emil in einem Knäuel kreischender Worte unter, hörte die Rede wie eine Flut dumpf über seinen Kopf hinrauschen.

Und als die Sonne bereits tief über der Hügelkette des Horizonts hing, als die Leute blumengeschmückt zu den Abendfeiern in die Stadt hineinpilgerten, als Sepp Krügler sich längst aus dem Staub gemacht und eine andere Ausschank aufgesucht hatte, da hockte Emil Hergesell noch immer vor seinem Seidel und hob es nach dem Massentakt, der ihm am Nachmittag ins Blut übergegangen war.

Erst als der Frühlingsabend mit leiser Kühle herniederschauerte, erhob sich Emil. Die Bäume hüpften sacht vor seinen Augen, er tastete sich wie im Halbschlaf die Allee entlang, verlor seine rote Rose, schwankte der Stadt zu und geriet an einer Straßenkreuzung in einen Trupp, der wüste Lieder sang. Sie begannen alle mit einem Mädchen und endeten mit jeder Strophe in Prügelei.

Emil packte irgendeinen Arm und schleifte im schwankenden Tempo des Haufens mit davon. Er sah nicht die schwarz-weiß-roten Abzeichen auf den Blusen der betrunkenen Sänger, merkte nicht, daß er in einen Haufen gelber Arbeiter geraten war, denen der Fabrikherr ein Faß Freibier gestiftet hatte.

Etwas Licht kam erst wieder in Emils Augen, als seine Kumpane vor ein paar Epheuwänden stehen blieben. Dahinter das Licht der elektrischen Lampen, das Leuchten weißer Tischdecken und fröhliche Leute mit roten Blumen in den Jacken, roten Bändern am Hute.

„Die Roten, haha, die Roten! Schaffts lieber!" gröhlte ein Gelber. „Schaffts lieber!" . . .

Emil verstand nicht recht, er hörte nur das Gewirr rauher Worte — ein paar forsche Gesellen mit roten Abzeichen tauchten am Eingang des Epheugartens auf — dann sah er seine Rotte zur Seite fliegen und geriet in einen fluchenden Wirbel — — —

*

Der Morgen kroch mit fahlem Schein in Hergesells Mansardenwohnung. Im dämmrigen Wohnzimmer stand eine Frau in Nachtjacke und Unterrock und betrachtete wortlos einen verwahrlosten Mann: die Krawatte saß auf dem Rücken, der Kragen war aufgerissen, das Vorhemd halb in die Weste gerutscht, die Kleidung mit Straßenschmutz bespritzt, der Hut hing zerknüllt im Nacken — Emil!

Die Frau hatte einen scharfen, bitteren Zug um Mund und Nase, rang die Hände und schüttelte den Kopf, als könnte sie nicht glauben, daß der zerknütterte Mann derselbe war, den sie strahlend und sauber zum Maifest hergerichtet hatte . . .

Sie ließ die Arme schlaff zur Seite fallen und schleppte sich müde, stumm in die Kammer.

Emil Hergesell fiel schwer in einen Stuhl am Fenster, schaute stier in die Dämmerung, ließ die Stirn auf das Fensterbrett sinken und fühlte im Kopfe einen dunklen, wirren Brei, wie er ihn von früher her kannte, vom Bockbierrummel her.

In der Kammer aber war eine Frau auf der Bettkante zusammengesunken, schüttelte den Kopf, schluchzte und fluchte dem Maitag . . .

Das Titelbild dieser Festschrift stammt von **Charles Gallé**.

Der Kupferstich auf Seite 4 ist Dr. Wilhelm Hausensteins Buch „Der Bauern-Bruegel" (Verlag Piper) entnommen.

Die Kunstbeilage bringt ein Bild, **„Moderne Zyklopen"**, nach einem Gemälde von **Richard Fuhry**.

Otto Koenig / Bilder vom Maifesttag

Maifesttag. Mittag! — Durch eine der vornehmen Straßen der großen Stadt, ganz in der Nähe von des Königs Schloß, trippelt eine noble Dame. Sie schaut mit verständnislosen Augen auf das eigenartige Treiben um sie her. Derbe Männer im Feiertagsgewand sind da heute zu sehen; in Trupps oder einzeln eilen sie nach dem Versammlungsort: In einer halben Stunde soll ja der Maizug aufbrechen vom Volkshaus. Aber davon weiß die noble Dame in den rauschenden Kleidern und den hohen Stöckelschuhchen nichts und schaut nur mit großen und etwas verärgerten Augen auf „diese Leute". Man ist heute gar nicht unter sich auf dieser vornehmen, asphaltglatten und marmorschimmernden Straße. „Komm', Ali!" mahnt sie mit süßem Ton ihren prachtvollen schottischen Windhund, der mit seinem spitzen Rassekopf und den eingezogenen Weichen mit elastischen Schritten an der Seite seiner Herrin daherschleift. Aber Ali hat gerade was Wichtiges zu schnuppern. Er steht; das Nickelkettchen, an dem ihn seine Herrin führt, spannt sich, und einer von „diesen Leuten", die heute Festtagskleider anhaben und rote Blumen im Knopfloch, eben eilig um die Ecke biegend, rennt schnurstracks in die Kette und tritt dem erschrockenen Hund auf die Pfote. Ali heult auf und die noble Dame zischt dem davoneilenden Arbeiter wütend nach: „Können Sie denn nicht acht geben, Sie infamer Mensch?" Aber der infame Mensch ist schon weit fort; er muß eilen, nicht zu spät zu kommen und denkt schon lange nicht mehr an Ali und die noble Dame.

Die trippelt durch die vornehme Straße der großen Stadt in rauschenden Kleidern und hohen Stöckelschühlein und führt ihren Ali an einer nickelnen Kette. Jetzt hat sie ihr Lorgnon herausgenommen und beguckt im blitzenden Schaufenster eines ersten Modeladens den bunten Flitterkram, den Leute von Welt jetzt kaufen müssen. Ali aber schnuppert schon wieder und ahnt nicht, daß um diese Ecke zu dieser Zeit immer der General gesegelt kommt: sporenklirrend, säbelklingend, juchtenriechend und rotbelampaßt. Tschin, Tschin! Da ist er schon: Rrritsch hat Ali einen Sporenstiefeltritt weg, daß seine Schnauze vor Schmerz zu singen und sein Leib sich zu krümmen beginnt. „Verdammter Köter!" schimpft der General und schießt einen giftigen Blick nach der Dame.

„Aber Ali, kannst du denn nicht acht geben!" sagt diese und ist ganz weg vor Verlegenheit.

Da tauchen rote Fahnen auf in der Querstraße. Die Spitze des Maizuges ist im Anmarsch. Die Exzellenz wickelt ihren Sporn aus der Nickelkette, streicht mit der Hand über den grauen Schnurrbart und sagt: „Ah, Unsinn das! Wozu das!"

Und die noble Dame ist überglücklich, daß die Exzellenz nicht mehr böse ist und zwitschert: „Ja, nicht wahr, Exzellenz, was wollen diese Leute eigentlich? Unbegreiflich!"

„Unbegreiflich!" schnarrt die Exzellenz und klirrt mit gesträubtem Schnurrbart davon.

„Unbegreiflich!" winselt Ali und versinkt in ein hündisches Meditieren über seine eigenartige soziale Position.

* * *

Im Abendsonnenschein glänzt der Strom mit dem uralten Namen. Hier rinnt die Elbe vom tschechischen Land durch das sächsische vorbei an den Marken der Wenden. Zwischen der großen Stadt und den grünen Loschwitzer Höhen schlingt sie sich in weitem Bogen, sonnglitzernd, feiertäglich.

Auf jenen Höhen von Loschwitz, da steht ein kleines, unscheinbares Häuschen in einem alten Garten. Das kleine unscheinbare Häuschen ist ein Monument der deutschen Nationalliteratur. Auf diesen Höhen, in diesem Häuschen ist der Vers geboren worden: „Seid umschlungen, Millionen!" und das Wort: „Gedankenfreiheit". Rauschend schmiegt sich der alte Strom um die Schillerberge! —

Und diesseits des Stromes steht eine Kneipe. In einem halbdutzend kleiner, winkeliger, holzgetäfelter Gelasse sitzen da Spießbürger und solche die es werden wollen, Studentchen. Sie schäkern mit der Kellnerin, trinken, singen schmachtfetzige Liedlein, spielen Skat und reden von Bismarck.

Bismarck! — Denn diese Kneipe hier ist ein Bismarckmuseum. Ist das Bismarckmuseum, soll die größte Sammlung von Bismarcksteinen sein, die es gibt. Ja unter dem steinernen Plunder und den Denkwürdigkeiten ist sogar der Nagel zu sehen, den Bismarck immer auf den Kopf getroffen hat. Ein Philisterwitz in aller Loyalität.

Zwischen den freiheittönenden Bergen und dem tabakdunstigen, bierduftigen Philisterium des Bismarckheiligtumes fließt die Elbe ihren steten ruhigen Wellentrott.

Und die braven Bürger reden von Bismarck und wie nun alles richtig sei und so bleiben müsse für ewige Zeiten. So reden sie bei Karten und Bier am Frühlingsabend unter den frischgrünen, laubigen Gehängen der Schillerhügel. Und dann singen sie wieder ein braves, dummes Lied.

Da rauscht es brausend von fern heran. Ein Dampfer! Die Gäste der Bismarckkneipe schauen hinüber zum Strom. Mit roten Blumen und Fahnen geschmückt, den natürlichen Lauf des Stromes überholend, dampft das Festschiff der Gewerkschaften talab, sicher und flott — mit dem Strom; nichts hemmt seinen freudigen Lauf.

Und da er um die Hügel biegt, da hebt die Musik an und vom Schiff fliegen im Abendrot die Fanfarenklänge der Arbeitermarseillaise auf.

Und ein wohllautendes Echo trägt die Klänge zurück von den Hügeln, auf denen einst des Freiheitsdichters Genius schuf, wiegt sie weich über den Strom und wirft ihre letzten, verhallenden Klänge wie ein mitleidiges Almosen über die Bismarckkneipe.

„Was war das?" fragen die Spießer an ihren Tischen.

„Der erste Mai! — Ach ja der erste Mai."

Und sie schütteln die Köpfe und verstehen es nicht. Die Lieder sind ihnen vergangen, stumm sitzen sie da inmitten der toten Steine und der schalen, vergestrigten Zieraten, vor ihrem Bier und schauen mit blöden, zwinkernden Augen dem roten Schiffe nach, das ferne im Abendrot mit dem Strome in Eins zusammenfließend unaufhaltsam seinem Ziele entgegenschwimmt.

Wilhelm Hausenstein / Der Kampf der Sparkassen und der Geldschränke

(Zum Bild auf Seite 4.)

Dieser seltsame Kupferstich, der geradezu von modernem Geist erfüllt zu sein scheint, stammt aus dem 16. Jahrhundert. Er ist ein Werk des niederländischen Malers Peter Bruegel, der auch „Bauernbruegel" oder „Bruegel der Alte" genannt wird. Das Wiener Hofmuseum und die Albertina besitzen viele Werke seiner Hand.

Bruegel war ein durch und durch sozialer Künstler. Fast jedes seiner Bilder, fast jede seiner Zeichnungen — von denen sehr viele durch den Kupferstich verbreitet worden sind — hat Bezug auf soziale Zeitfragen oder wenigstens auf das Leben des niederländischen Volkes: des Volkes im eigentlichen Sinn, der Bauern und der Proletarier. Am stärksten kommt der soziale Geist naturgemäß in etlichen Zeichnungen zum Ausdruck, die geradezu als soziale Satiren gemeint gewesen sind — in Zeichnungen, die gleichsam Simplizissimusblätter ihres Jahrhunderts sind.

Da gibt es von Bruegel zum Beispiel eine — im Kupferstich vervielfältigte — Zeichnung des Titels: „Die fette Küche". Um einen Tisch sitzen fette Prasser; am Eingang erscheint ein hungernder, erbärmlich magerer Vagabund; die fetten Prasser jagen ihn hinaus, ohne ihm einen Abfall von ihrem Ueberfluß zu gönnen. Das Gegenstück zu dieser Zeichnung hat den Titel: „Die magere Küche". Da sitzen um kläglichste Speisen die Armen versammelt; an der Tür erscheint ein wohlgenährter Kerl; ihm zwingen die Armen ein Stück ihres kümmerlichen Essens förmlich auf. Der Sinn ist klar: das soziale Elend erzieht zur Solidarität — der Besitzlose hilft dem anderen; der Reichtum aber macht egoistisch — der Besitzende denkt auch im größten Ueberfluß nur an sich selbst.

Ein anderer Kupferstich spricht diesen Gedanken noch anzüglicher, noch spezieller aus. Da sieht man Kaufherren, die, jeder für sich, in Warenballen herumstöbern. Auf dem Rock eines jeden liest man die niederländische Inschrift: „Elck". Das bedeutet etwa: „Jeder einzelne" oder „Jeder für sich". Während die Kaufleute sich einzeln, ohne sich gegenseitig umeinander zu kümmern, mit ihren Waren befassen, tauchen am Horizont die Lanzen Bewaffneter auf. Es sind die Lanzen der spanischen Soldateska Philipps II. und des Herzogs Alba, die gekommen ist, von den reichen Handelsbourgeois Antwerpens und den Käufern große Steuern zu erpressen — den zehnten Pfennig von jedem Verkauf, die berühmte Steuer, die mit einem spanisch-sarazenischen Wort „Alkabala" genannt wurde und um deren willen der niederländische Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien ausbrach.

Bruegel zeigt hier ein feines, ein höchst modernes Verständnis für die letzten Zusammenhänge der politischen Zeitereignisse. Er sieht auch genau voraus, daß sich die Niederlande der Spanier nicht leicht erwehren werden, wenn „Jeder einzelne" nur an sich, wenn „Elck" nur an seine eigenen kapitalistischen Interessen denkt. Bruegel hat recht behalten: Antwerpen fiel den Spaniern anheim.

Dieser Gesichtspunkt führte den Künstler schließlich dazu, in einem besonderen Bild — es ist das hier wiedergegebene — auf den Klassengegensatz zwischen den Kapitalisten und den kleinen Leuten hinzuweisen. In heftigem Gedränge stoßen und stechen sich gegenseitig Sparkassen und große Geldkoffer. Da und dort rollen die Dukaten und Pfennige heraus — wie Blut. Das ganze Treiben hat eine merkwürdige Natürlichkeit der Bewegung: man hält diesen tollen Kampf, der in dieser Form doch nur bildlich gemeint ist, wirklich für eine körperliche Möglichkeit.

Solche Kunst konnte sich naturgemäß bloß in einem Land entfalten, wo ein zeitgeschichtlicher Höhepunkt kapitalistischer Entwicklung erreicht war. Dieser Höhepunkt war in der Welt des Antwerpener Handelskapitalismus von 1550 oder 1560 in der Tat erreicht. Bruegel war der künstlerische Ausdruck dieses Augenblicks kapitalistischer Hochblüte.

Und wie diese kapitalistische Aera uns an sich selber nahegeht, wie wir in ihr eine vergleichsweise moderne Zeit zu spüren meinen, so erscheint uns auch die künstlerische Formel — die künstlerische „Ideologie" — die der Name Bruegels des Alten deckt, interessant, modern, unmittelbar bewegend.

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ig. Brand & Co., Wien VI, Gumpendorferstr. 18. — Verantwortl. Redakteur Robert Danneberg — Druck- u. Verlagsanstalt „Vorwärts", Wien V, Rechte Wienzeile 97